

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 25.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 1. Juli 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

VI. Band.

Erklärung des Modenbildes.

Fig. 1. Robe Gabrielle, von blauem Taffet, vorn auf dem Rock mit schürzenartigem Besatz dreier breiten Volants, an den Seiten eingeschlossen durch pyramidenförmige in Quersalten gezogene Streifen desselben Stoffes, denen eine Taf-fetriiche als Verzierung gegeben ist. Ectig ausgechnittene Taille mit halblangem Schooß, am unteren Rande mit einer Taffetriiche besetzt. Chemiset aus fein gefaltetem Tarlatan mit Pariser Kragen von Mousseline. Volant-ärmel mit großem Puff. Der Oberärmel ist glatt, an diesen schließt sich der schräge, mit Taffetriiche besetzte Volant; der Puff des Ar-mels wird um den Arm durch eine Bändriiche geschlossen. Manschet-ten à la Richelieu, bestehend aus einem kleinen, auf die Hand fallenden Spitzenvo-lant. An der Seite des Puffs Schleifen mit langen Enden. Schwe-dische Handschuhe. Haararmband, gebildet aus Medaillons von Bergkristalleinicht. Hut von weißem Crepp, Tüll und Blonde, ver-ziert mit Dornblüthe, davon ein Zweig im Innern des Schirmes auf einer Seite ange-bracht ist, während auf der andern eine Schleife schwarzer Spitzen be-findlich. Weiße Binde-bänder.

Fig. 2. Robe von sandfarbenem Grenadine de soie, deren Volants rosa Atlasstreifen zeigen. Diese Volants sind auf sehr eigenthümliche Weise, vorn sich kreuzend, auf-gehebt. Das Leibchen ohne Schooß ist mit einem Fichu aus rosa Band verziert. Grauer Gürtel mit rosa Schlei-fe. Basquine von schwarzem Taffet, ver-ziert mit gebrannter, perlengeschmückter Sei-benfranze; die spitze Berthe der Basquine ist mit gleichen Franzen besetzt, eben so die wei-ten einfachen Ärmel derselben. Spitzenkra-gen. Ballonärmel von Mousseline mit ein-facher Manschette. Grün-ner Crepphut mit Spitzen und Feder-bouquets verziert. Rosa Fächerschirm mit Eisen-beinstab.

[2400]

Ein Sonntagskind.

Skizze von Elise Polko.

Motto:
Eine Rose ist gebrochen — ehe der Sturm
sie entblättert.
Lefling's Emilia Galotti.

Die Lebensgeschichte manches bedeutenden Menschen gleicht einem Feenmärchen aus alten Büchern, nur daß die Gestalten

der guten und bösen Feen und Zauberer, die darin vorkommen, nicht in kostbaren, eitel silbernen und goldenen Gewändern dazuzurückzuführen pflegen, nicht von Edelsteinen bedeckt erscheinen, nicht so majestätisch zürnen und donnern, noch so wunderschön lächeln, vor Allem aber niemals eine arme Hütte in einen glänzenden Palast verwandeln, wie das gewöhnlich in jenen hübschen Geschichten aus der Kinderstube geschieht. Das heu-tige Feenwölchlein schlüpft in die schlichte Hülle menschlicher Erscheinungen, nur so wandeln Feen und Zauberer neben ih-

ren Schützlingen her, und sehr selten ver-schiebt sich einmal das verhüllende Gewand und — ein Stückchen Goldsaum verräth, in er dem glücklichen Menschenkinde eigent-lich zur Seite steht. Insbesondere sind es die sogenannten Sonn-tagskinder, die sich solch eines Schutzes erfreuen. Was die Hand eines solchen Sonntagskindes berührt, nimmt eine andere schönere Gestalt an, was ein Sonntagskind mit festem Willen unternimmt, gelingt, ein Sonntagskind ver-steht die Sprache des Windes und das Zil-tern der Blumen. Alle ächten Dichter sind geborene Sonntagskinder, in ihren Hän-den verwandelt sich ein schlichter Feldblumen-strauch in ein Bouquet wunderbarer Tropen-blüthen, deren Duft be-rauscht, deren Farben wie Flammen glühn; jeder singende Vogel er-zählt ihnen die lieblich-sten Märchen, jeder einfache Kiesel leuchtet und blüht wie ein Dia-mant. Die Augen an-derer Menschenkinder sind freilich solchen Wundern verschlossen, sie träumen nur dann und wann des Nachts von solchen zauberischen Dingen, hören auch im Schlaf allerlei verwor-renes Sirgen und Klün-gen, und erwachen seuf-zend, um sich am Tage heimlich danach zu seh-nen. — Die Dichter-Sonntagskinder dürfen eben auch, wie jene am Sonntag Geborenen, mit offenen Augen träumen, vor ihren Ohren singt und klingt es immerfort, und wenn es geschieht, daß sie — inmitten solcher Träu-me verhungern, denn sie geben ihnen eben Alles, nur — kein Brod, — nun, so nöthigen sich die Men-schen, wie sie sich zu trüb-sien pflegen, wenn sie einen Erstrebten am Wege finden. „Er starb einen schönen Tod!“ sagen sie, „er fühlt e den Tod nicht!“ —



Pariser Moden.

Vor etwa 40 Jahren lebte hart an der prächtigen Kaiserstadt Petersburg in Wassili-Drirow ein solches Dichter-Sonntagskind, Elisabeth Kulman genannt. Ihr Vater, von deutscher Abkunft, hatte unter Romanzow gekochten, man zählte ihn zu jenen Kapfern, die den berühmten Sieg bei Bagul für Rußland erkämpften. Zum ferneren Kriegsdienste untauglich, durch zahllose Wunden, verlor Boris Feodorowitsch Kulman seine ihm noch übrig gebliebenen Kräfte auf andere Weise zum Nutzen des Vaterlandes zu verwerthen, er trat mit dem Range eines Collegienraths in Staatsdienste. Seine beiden Söhne, begeistert von dem Beispiel des Vaters, traten nun an seiner Stelle in die Reihen der Krieger, Boris Feodorowitsch erlebte aber ihren Helden- und Opfertod nicht mehr, er erlag seinen Wunden bald nach der Geburt seines jüngsten Kindes Elisabeth, im Winter des Jahres 1809.

Die schweren Kriegsjahre 1812 und 1813 waren es, die der armen Wittve Maria Kulman auch die letzte Stütze: ihre blühenden Söhne raubte, sie blieben auf dem Schlachtfelde im fernem Deutschland. — Seitdem sah man die unglückliche Frau nie mehr lächeln. Im innersten Leben gebrochen, zog sich die Trauernde mit ihrem zarten Töchterchen in die Einsamkeit zurück, sie floh die große lärmende Hauptstadt, eine entlegene Hütte in Wassili-Drirow nahm Beide auf. Vorübergehende betrachteten oft mit jener bangen Scheu, die beim Anblick des ächten Leibes jede Seele überfällt, die hohe schlankte Gestalt der bleichen Frau, wenn sie in Trauerkleider gehüllt, in dem kleinen ärmlichen Gärtchen mit dem Kinde an der Hand auf und nieder schritt, oder mit ihrer Handarbeit, durch welche sie sich ihr und ihrer Tochter Leben fristete, unter einer Pappel saß, dem einzigen Baum des schattigen Plätzchens.

So ging die Zeit hin, die Pappel wuchs, die Hütte des Gärtchens wurde höher und dichter, hier und da schossen Sträucher auf, sogar ein Blumenbeet entstand für Elisabeth, sie selbst aber stand wie ein weißes Rosenknäppchen mitten unter ihnen. Sie war nun sieben Jahre alt, und ein schlankes schönes Kind mit ersten Zähnen, wie alle jene Kinder, auf deren Stirn früh der Thau der Thränen einer bekümmerten Wittve gefallen. Elisabeth war der verkörperte Sonnenstrahl des kleinen Hauses, und ihre süße Stimme fiel wie Verchenfang in das Herz der trauernden Mutter. — Und doch gelang es dem Kinde nie den Lippen der Geliebten ein Lächeln zu entlocken, so sehr sie sich auch mühte; so verzog sie auch Plauderte, so lieblich sie auch schmeichelte; es war, als ob Maria ihr Lächeln mit dem Gatten und den Söhnen ins Grab gelegt. Dieser unüberwindliche düstere Gram, dieser nimmerweichende Ernst war der erste und einzige Schmerz für das Herz des Kindes. Wie oft faltete sie Abends in ihrem Bettchen die kleinen Hände und bat Gott, daß er die Mutter wieder lächeln lasse, und am Morgen schaute sie mit froher Spannung in das Antlitz der Theuern, still hoffend, daß ein Wunder geschehe und die Mutter lächeln werde. — Stundenlang saß sie zu ihren Füßen auf einem hölzernen Schemel, und erzählte ihr von den Blumen im Garten, deren Geklüßter sie belauscht, von dem lustigen Zeigis in der Hütte, der ihr seine Lebensgeschichte vorgezwischert, von der Pappel, die am Abend immer so wunderbare Lieder rausche, und von den Sternen, die immer so trübend dazwischen redeten. Und ihre Augen, diese lichtblauen Sterne mit den langen dunkeln Wimpern, erzählten noch schmerzliche Geschichten als die rothigen Lippen, und die Mutter hörte so gerne zu. Es war hier anders als in den lieben traulichen deutschen Kinderstuben: hier erzählte das Kind der Mutter, wo sonst die Mutter den Kleinen süß-schwarze Märchen flüstert, hier erwuchs eine nordische Schemerzade, und wurde nicht müde zu reden. Maria Kulman unterrichtete ihr Kind selbst in den Anfangsgründen des Wissens, lehrte sie lesen und schreiben, und Elisabeth sprach schon im sechsten Jahre eben so geläufig deutsch wie russisch. — Sie lebten still und ärmlich, aber glücklich in ihrer Weise, und Elisabeth hatte nur noch einen Wunsch: daß die Mutter wieder lächeln möge. —

Am einem Nachmittage im August saßen einstmals Beide, Mutter und Tochter, in der kleinen Laube im Garten. Der Tag bereitete sich vor zum Abschied, langsam und stolz zog der Himmel den Abendmantel um die königlichen Schultern. Da rollte ein leichter einfacher Wagen herbei, hielt, und der einzelne Mann, der darin saß, stieg vor dem Hütchen aus. Von ferne sah man aber den Staub einer sich heranwühlenden Menschenwoge, und dumpfes Gemurmel kam näher und näher, aber jener Mann trat in das Gärtchen, ehe die Frauen auf das Geräusch achteten. — Die kleine Elisabeth erhob sich unwillkürlich vor der hohen gebietenden Erscheinung, die so plötzlich vor ihr stand, vor jenem wunderbar schönen Angesicht, das wie aus einer Wolke auf sie niederfuhr — ihr Mutter aber fuhr auf mit einem schwachen Schrei und sank gleich darauf in die Kniee mit dem Ruf: „der Kaiser!“ — Der hohe Fremde hob sie sanft auf und küßte sie mit einigen leisen Worten ins Haus. Elisabeth blieb zitternd im Gärtchen zurück und blickte ihnen nach, es wogte und wallte wunderbar in ihrem kleinen Herzen, ruhelos wandelte sie auf und ab, die festgehaltene Hände drückte sie auf die Brust, das Athmen wurde ihr schwer und doch hatte sie sich noch nie so selig gefühlt. — War dies wirklich der große Kaiser Alexander, jener königliche herrliche Mann, den sie eben mit der Mutter in der Thür des niederen Hauses verschwunden sah, o dann begriff sie, daß ihr Vater, ihre Brüder mit Freunden für ihn gestorben! — Wie ein übermächtiger Zauberer war er ihr erschienen, dessen Gebot Alles folgen mußte, dem Niemand zu widerstehen vermochte. Wie schön er war! Wie strahlend seine Stirn, wie liegend sein Blick! — Sie hätte niederknien mögen vor ihm, und doch hatte sie keine Furcht gefühlt, als sein Auge sie getroffen. „Aus Furcht sind sie auch nicht in den Tod gegangen, meine Geliebten, sondern aus Liebe!“ sagte sie leise vor sich hin. — Aber die Füße versagten ihr doch den Dienst, als die Stimme der Mutter nach einer kurzen Zeit ihren Namen rief. Bleich und bebend trat sie in das Stübchen, das jetzt der Fuß des Kaisers geweiht. — Und er selbst stand hoch aufgerichtet in der Mitte, und es war so hell wie nie zuvor in dem kleinen Raum. Elisabeth's Auge flog zur Mutter — o Seligkeit! auf dem Angesicht der Theuern stand ein Lächeln, ein stolzes Lächeln, das erste, das Elisabeth's Augen je auf ihren Lippen gesehen. —

„Er hat es gethan, er allein konnte es!“ jubelte da das Kind, stürzte auf den Kaiser zu und ergriff seine Hände um sie schluchzend zu küssen, das kleine Herz drohte zu brechen von den selbstamen Gefühlen, die es so mächtig beströmten. Alexander aber, der ritterliche Herrscher, beugte sich herab, hob die zarte Gestalt des Mädchens vom Boden auf und drückte einen Kuß auf die reine Kinderstirn. Dann ließ er sie sanft nieder, wandte sich

nach mit einigen milden Worten an die Wittve und machte eine Bewegung zu gehn. „D bleibe noch einen Augenblick, lieber Kaiser, laß mich Dein Angesicht noch einmal recht anschauen!“ bat da die süße Stimme des Kindes so wunderbar rührend, daß der Kaiser Alexander stehen blieb, überrascht auf das Mädchen blickte und dann lächelnd sich herabneigend sagte: „Nun, so sieh mich an, so lange Du willst. Gefalle ich Dir denn so gut?“

„D, Du siehst aus wie der Mond,“ antwortete Elisabeth, „und wo Du bist, da ist das schöne, sanfte Mondlicht; nun weiß ich auch, warum ich den Mond schon so lange liebgehabt!“

Der Kaiser legte seine schöne Hand auf das Haupt der Kleinen, blickte gedankenvoll in das erregte Antlitz Elisabeth's, — dann sagte er ernst zu der Wittve seines treuen Dieners: „Gott hat Euch noch eine holde Kusine zum Troste an's Herz gesetzt, Madam, sie wird zur Knechtin des erblöthen, wenn nicht alle Zeichen trügen.“ Und wieder sah Elisabeth das stolze Lächeln erblick'n auf der Stirn und den Lippen der Mutter, und dann — war der Kaiser verschwunden, den draußen die harrende Menge mit Jubelruf empfing. —

Alexander der Erste war damals am 27. Juli 1814 nach Petersburg zurückgekehrt, nach jenem denkwürdigen russisch-deutschen Kriege gegen Frankreich. Die erste Sorge des großherzigen Monarchen war das Schicksal der Hinterbliebenen seiner gefallenen Getreuen, und er sandte Boten des Trostes und der Hilfe umher in seinen weiten Landen, in die Hütten der armen Verarmten, und wo die Hand der Boten ihm nicht weich genug dünkte zu jenen Spenden, da erschien er selbst. Und wo war ein gebeugtes Herz, das sein Erscheinen nicht aufgerichtet, wo tönte eine Klage, die nicht verstummte vor den sanften Trostesworten seiner Lippen, wo eine Stirn, die düster blieb, wenn der Strahl seines Auges sie traf!

So war er auch in die niedere Hütte der Wittve des tapferen und getreuen Boris Feodorowitsch eingetreten, hatte das Andenken der Todten geehrt durch Worte, die aus dem Herzen flogen und das wunde Herz einer gebeugten Frau wie Balsam trafen, hatte der Verlassenen seine mächtige helfende Hand geboten, allein Maria Kulman war stolz, sie dankte ihrem Kaiser, wies aber jede Hilfe zurück. Sein Besuch, das Andenken, das er ihrem Manne bewahrte, den Dank, den er ihr brachte, das sie ihm ihre blühenden Söhne geopfert, war für ihre Seele die größte Gemuthguhung — Mehr beehrte sie nicht. —

Die Nacht war jenem Augusttage längst gefolgt und noch immer saß Elisabeth regungslos auf jener Stelle, allwo der Kaiser von ihr Abschied genommen. Sie hatte ihr im Körper auf die Kniee der Mutter gelegt und hörte sie wie im Träume reden von dem Tode des Vaters und von dem Scheiden der Brüder. Vor ihrer Kindergestalt stand nur immer eine Gestalt im Strahlenglanz: die herrliche Gestalt des mächtigsten Herrschers, jenes wunderbaren Zauberers, der die liebe, liebe Mutter wieder lächeln liehnte. — Sie sah sein Auge, sah sein Lächeln, das nie ein Menschenkind vernahm, sah es einmal gestrahlt, und hörte den Ton seiner Stimme, der so unwiderstehlich war. — Da fiel plötzlich das Mondlicht voll und wunderschön in das kleine Gemach, jeden Gegenstand überfluthend und gleichsam verklärend. Da öffnete Elisabeth zum ersten Mal wieder die Lippen und sagte: „Ja, er ist wie der Mond, nicht wahr Mutter?“ — Aber haben wir auch wirklich nicht geträumt, war er wirklich hier in unserer armen Hütte?“ Und ehe die Mutter zu antworten vermochte, fiel das Auge des Kindes auf den Boden, da lag, dicht zu Elisabeth's Füßen, ein kleiner Jasminzweig, der Kaiser hatte ihn getragen, wie die Mutter sich nachher gar wohl erinnerte. Welch ein köstlicher Fund! Welch reicher Schatz! Der Zauberer hatte, wie die ächten Zauberer in den Feenmärchen, ein Zeichen seiner Gegenwart zurückgelassen. — Elisabeth pflanzte noch an demselben Abend jenes Zweiglein, das der Kaiser an der Brust getragen, in ihren kleinen Garten, und da sie eben ein Sonntagskind, so schlug auch der Zweig Wurzel und wuchs bald frisch und fröhlich heran.

Seit jenem Besuch des Kaisers war eine Veränderung vorgegangen mit Elisabeth; sie wurde stiller, die Märchen, die sie der Mutter erzählte, wurden kürzer und nahmen eine andere Gestalt an. Früher kamen nur Blumen, Vögel und Sterne, vielleicht dann und wann einmal ein Käfer oder Schmetterling darin vor, jetzt spielte der Mond die Hauptrolle, auf all ihren süßen Bildern zitterte gleichsam das Mondlicht. Wenn der Mond aber wirklich am Himmel stand, dann war Elisabeth nicht wegzulocken vom kleinen Fenster. — Wer konnte sagen, was in solchen Augenblicken in der Kinderseele vorging? —

Als das Mädchen heranwuchs, ängstigte sich die Mutter im Stillen über diesen immer mehr überhand nehmenden Hang zur Träumerei, und glaubte dieser gefährlichen Neigung einen Damm entgegenzusetzen zu müssen durch einen regelmäßigen, ersten Unterricht. Sie hielt ihre eigene Unterweisung nicht mehr für genügend und wandte sich um Rath an einen in der Nähe wohnenden würdigen Priester im Bergcorps, Abranow. Der fremdliche Greis hatte kaum das Kind einige Male gesehen, als er freiwillig sich dort ihr Lehrer zu werden —, und nie fand er keinen eine anstößige und lehrbegierigere Schülerin. Als der Tod ihm bald darauf sein Weib und Kind raubte, bot er sogar der Wittve des Boris Feodorowitsch eine Freistatt in seinem vereinstämmten Hause an. Mit Freuden nahmen Mutter und Tochter dies edle Anerbieten an. Ein treuer Freund des verstorbenen Kulman, ein sehr gelehrter und geistvoller Deutscher und Doctor der Rechte, Großherzog, übernahm ebenfalls einen Theil des Unterrichts der jungen Elisabeth und erkannte gar bald die wunderbare Begabung des Kindes. Elisabeth entwickelte geistige Fähigkeiten, die ihre Lehrer in Erstaunen versetzten, sie lernte fast spielend, und ihr Gedächtniß war bewunderungswürdig. In ihrem zehnten Jahre begann sie Italienisch und Französisch zugleich und machte in beiden Sprachen in kürzester Zeit die glänzendsten Fortschritte. Wie süß und lieblich hörte es sich zu, wenn das schlankte, kaum 11-jährige Mädchen jene bezaubernden Töne des unsterblichen Tasso mit einer Reinheit und einem Ausdruck wiederholte, als hätte der Dichter selber sie ihr vorgesprochen. Jetzt verwandelten sich schon dann und wann die Mondmärchen in gereimte Gesänge, die sie aber häufiger dem Papiere zu erzählen pflegte als der Mutter. — Witten in ihren ersten Studien kam jedoch auch oft der Geist ächter kindlicher Fröhlichkeit über sie. So war sie an ei-

nem schönen Frühlingstage einmal mitten in der Gesellschafts-stunde auf- und davongelaufen, um ihre alte, liebe Pappel zu besuchen und den noch mehr geliebten Jasminstrauch, von dem freilich schon längst wieder ein Zweiglein in einem Topfe am Fenster ihrer neuen Wohnung blühte. Als sie mit glühenden Wangen und fliegenden Locken zurückkehrte, schrieb sie folgendes frische Liedchen nieder:

Der Zeisig.

„Wir sind ja, Kind, im Maie,
Wirf' Buch und Heft von Dir!
Komm einmal her in's Freie
Und sing' ein Lied mit mir!“

„Komm, singen fröhlich Beide
Wir einen Wettsfang,
Und wer da will, entscheide,
Wer von uns besser sang.“

— Naturgeschichte in ihrem weitesten Sinne war neben dem Studium der Geschichte ihre Lieblingsbeschäftigung. Aber trotzdem, daß Elisabeth nun lernte ihre geliebten Blumen zu zerlegen und zu classificiren, schwand jener geheimnißvolle Zauber doch nicht, der für sie diese schönsten Kinder der schaffenden Natur umfloß. Für Elisabeth starben die Blumeneseelen unter dem Secirmesser der Wissenschaft nicht, deren Geflüster sie so oft be-lauscht, nein, sie enthielten sich nur noch deutlicher, entwickelten ein noch reicheres Leben. Und ihre alten Freunde, die Sterne? Wohl kannte sie jetzt ihre Bahnen und Namen, so weit die Menschen sie berechnen und bezeichnen; aber hörten sie darum auf, holde Trostgaben für sie und Alles, was da lebte, zu sein? D nimmermehr! Der süße Schein drang nur noch tiefer in ihr Herz. Und der Mond? So viel man ihr auch erzählte von jener ungeheuren, wüsten Scheibe ohne Wasser, so viel man auch redete von den schauerlich hohen Gebirgen dort und der erstarrten Rüste, die da herrschen müsse, für Elisabeth blieb er doch immer jener wunderbare Freund, dessen zauberisches Licht bis auf den Grund ihrer Seele drang, zu dem sie sich hingezogen fühlte mit magischer Gewalt. — Verschmolz doch ein anderes hehres Bild, das sie still und tief im Herzen trug, mit dem Mondesantlitze! — Das höchste Interesse zeigte Elisabeth an Allem, was das Kaiserthum betraf, unaußsprechlich fragte sie nach der Kaiserin, der Kaiserin Mutter, und von allen Mitgliedern der kaiserlichen Familie mußte man ihr erzählen, nur der Name des Kaisers kam nie über ihre Lippen. Seltsam erschien es, daß sie sich auch immer standhaft weigerte, die kaiserliche Familie bei öffentlichen Gelegenheiten zu sehen, „Ich habe ihn gesehen und das ist genug,“ sagte sie einmal, „und so, wie ich ihn damals sah, sehe ich ihn doch nie wieder. So will ich ihn behalten!“ Und fortan drang man nicht wieder in sie. — Sie sah auch immer standhaft ihren Kaiser nie wieder. — Jeden Schritt des glorreichen Herrschers aber verfolgte sie mit den Augen ihrer Seele, sie lebte mit ihm, neben ihm, sie betete für ihn, und nur Gottes Strahlengabe erkannte die zarten Silberfäden, die dieses junge, glühende Herz mit dem Leben des Mächtigen der Erde verbanden. —

(Schluß folgt.)

Der Luxus in Deutschland im vorigen Jahrhundert*.)

Von K. Viedermann.

War der Luxus im vorigen Jahrhundert größer, als heutzutage, oder ist er heutzutage größer, als damals?

Eine schwierige Frage, die ich auf keinen Fall mit einem einfachen: Ja oder Nein beantworten möchte, schon um bezwillen nicht, weil ich um keinen Preis dafür angesehen zu sein wünsche, als wollte ich der Gegenwart einen Freibrief ausstellen in Bezug auf den Luxus, den sie treibt und der, wie mir scheint, wenigstens sein Wünschelstößes thut, um hinter dem irgend einer Zeit nicht zurückzubleiben.

Ich werde mich daher zunächst darauf beschränken, That-sachen anzuführen, aus denen sich sowohl eine Anschauung des Lebens früherer Zeit in Bezug auf Luxus und Verschwendung, als auch ein Urtheil darüber, ob es in dieser Hinsicht früher schlimmer als jetzt gewesen sei, gewinnen lassen wird.

Von jeher hat sich der Luxus immer am entschiedensten, wenigstens am sichtbarsten in der Kleidung ausgeprägt, und von jeher war es das schöne Geschlecht, welches, wie in der Verfeinerung des Geschmacks, so auch in der damit eng zusammenhängenden Neigung zum Luxus und zu einem mehr oder weniger häufigen Wechsel der Moden sich am meisten hervorthat.

Die Kleiderordnungen, durch welche eine frühere Zeit für gut fand den Kleideraufwand und Modewechsel der Bevölkerung von Obriktzweigen zu beschränken, namentlich auch das Uebergreifen eines Standes in den andern in Bezug auf Tracht und Auspuß des Körpers zu verbieten, sind daher für den Kulturhistoriker eine reiche Fundgrube interessanter Beobachtungen auf diesem Gebiete der Sittengeschichte.

Schon im 12. Jahrhundert — um dies wenigstens beiläufig zu erwähnen, weil man uns so häufig das Mittelalter als eine Zeit größter Einfachheit und Unverdorbenheit der Sitten anpreist — lassen sich Klagen vernehmen über den überhandnehmenden Einfluß französischer Moden, wodurch deutsche Sitte und Einfachheit zu Grunde gehe. Schon häufiger kommen sodann förmliche Verbote gegen den übertriebenen Kleiderluxus im 15. Jahrhundert vor. Nach einer kurzen Unterbrechung

*) Mit Genehmigung des Herrn Verfassers und der Redaction des in Weimar erscheinenden Sonntagsblattes entnehmen wir demselben diese Abhandlung und wollen nicht verhehlen, unsere wissenschaftlich gebildeten Leserinnen auf diese vorzüglich redigirte Wochenchrift aufmerksam zu machen.

durch die Reformation wiederholen sich diese Verbote seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts mehr und mehr, werden im 17. Jahrhundert, ja sogar mitten unter den Schrecken und den Verwüstungen des 30jährigen Krieges, so wie bald nach demselben, immer zahlreicher und kommen gegen das Ende des gedachten Zeitraums nur darum vieler Orten außer Gebrauch, weil man sich von ihrer Erfolglosigkeit überzeugt hatte.

Wie hoch der Luxus in allen Ständen schon damals gestiegen war, dafür nur wenige Beispiele!

In einer kleinen sächsischen Stadt (Delitzsch) ist 1613 die Rede von „goldnen Kränzen“ der Jungfrauen, von „Sammet-auffschlägen und breiten seidnen Borten“ auf den Mänteln gewöhnlicher Bürger u. s. w. In Leipzig trugen die Bürgerfrauen (nach der Kleiderordnung von 1626) „mehrfache goldene Ketten, Handschuhe mit Gold und Perlen geflickt, goldne Dolche durchs Haar“ u. s. w. Tagelöhnerstöchter gingen des Sonntags in Doppeltaffetböden, Mägde trugen Flortragen um den Hals, und an den Füßen „ausgezackte Tripp- und Klippshuhe.“ Ein Herr von Schömberg aus der Pfalz hinterließ an silbernen Toiletten u. a. dergl. Fuhsachen für ohngefähr 10,000 Thaler. Das Verzeichniß seiner Perlenstücke füllte zwei, das seiner Kleider — 22 vollständige Prachtanzüge — 10 geschriebene Bogen, ungerechnet die Hüte mit Federn, die gestickten Gürtel und Degengehenke, die vielerlei Strümpfe, die Schuhe mit Koffeten und die gold- und silbergestickten Handschuhe.

In Braunschweig vereinigten sich 1618 eine Anzahl adliger Familien, um dem überhandnehmenden Luxus in ihren Kreisen zu steuern: sie machten aus, daß Keiner den Andern bei Zusammenkünften mehr als acht Essen zu einer Mahlzeit vorsetzen und Keiner ein Kleid tragen sollte, das über 200 Thaler werth wäre.

Außer diesen einzelnen Zügen von da und dort gestatten Sie mir, Ihnen mit Hilfe einiger der erwähnten Kleiderordnungen ein etwas vollständigeres Bild der Gliederung des Pufes und Luxus vorzuführen, wie sie z. B. in einer deutschen Handelsstadt ersten, zweiten und dritten Ranges im 17. Jahrhundert stattfand. Ich wähle dazu die drei Städte Hamburg, Leipzig und Zittau.

In der Zittauer Kleiderordnung von 1616 wird den Bürgern, ihren Frauen und Kindern alles Tragen von Kleindien, goldenen Ketten, Armbändern und vergoldeten Gürteln verboten: nur ein goldener Ring, silberne Gürtel und dergleichen Armbänder, 3 Loth schwer, sollen ihnen gestattet sein. Verboten wird ferner: Sammet, Atlas, Besatz von Marbeisell, das Tragen von Wülsten unter den Röcken aus Draht und Eisen (eine damals eben so vielbeliebte als vielverspottete Mode); nur Doppeltaffet und Schamelot sollen sie zu Kleidern nehmen, mit einer einfachen Verbrämung von Sammet oder seidner Schnur.

Die Bürger, welche in bezahlten Gütern sitzen, und ihre Frauen, dürfen tragen: Sammetmützen mit Stein- oder Baummarde besetzt, die Frauen Sammetleichen mit seidnem Gebräm, Kleider von lübbischem (schwedischem) Tuch, die Elle zu 2 Thlr.; ihre Töchter sollen Kopfpufe haben bis zu 3 Thlr., Brautkränze für 4 Thlr. Es muß hier bemerkt werden, daß der damalige Werth des Geldes (im Verhältnis zu dem Preise der Lebensbedürfnisse) fast ein doppelt so hoher war, als der jetzige, daß also 2, 3, 4 Thlr. damals fast so viel waren, wie heutzutage 4, 6, 8 Thlr. u. s. w.

Von allen diesen Verböten waren aber die kaiserlichen Diener (Zittau war damals noch österröichisch) ausgenommen!

Die Handwerker und ihre Frauen sollten kein seidnes Zeug, sondern nur inländisches Tuch und Pelzwerk, außerdem Schamelot u. s. w. als Stoff zu ihren Kleidern nehmen, zu ihren Mützen als Verbrämung Steinmarde und schmale seidene Schnur. Der Kopfpuf ihrer Töchter sollte nicht über 1 1/2 Thlr., ein Brautkranz nicht über 2 Thlr. kosten.

Den Vorstädtern und Bauern wurden alle neue Moden untersagt; sie sollten bei der alten Tracht bleiben und zu ihrer Bekleidung nur Leinwand, Leder oder im Ort gefertigtes Tuch nehmen. Zur Verbrämung war ihnen Ditterfell nachgelassen; auf das Tragen von Mänteln ward Gefängnißstrafe gesetzt. Das Gefinde sollte keinen Kopfpuf, höchstens eine wollene Schnur vom Binden der Höpfe, als Brautschmuck aber nur einen Kranz von natürlichen Blumen tragen. Weiße Schuhe und Stiefel, weitärmliche Kittel, ausgezackte Schürzen werden als verbotener Puf bezeichnet, mochten also wohl öfters vorkommen.

Das Gefinde auf dem Lande endlich, so wie Häusler und Handarbeiter ebenda wurden auf die alte Tracht — Schafpelz und dito Mütze, verwiesen.

Wir dürfen nicht vergessen, daß Zittau, obwohl nicht ohne Wohlstand, doch nur eine Mittelsstadt war.

In Leipzig wird (in der Kl.-D. von 1661) folgende Scala des erlaubten Aufwandes festgesetzt.

Rathspersonen, Großhändler und Banquiers sammt ihren Frauen und Töchtern dürfen zu ihren Kleidern Seidenstoffe, die Elle 1 1/2 Thlr. (würde jetzt also fast 3 Thlr. sein!), oder ausländisches Tuch, die Elle zu 2 1/2 (5 Thlr.), tragen, eben so plüschene Röcke.

Anderen Handelsleuten und vornehmen Bürgern ist nachgelassen: Seide zu 1 1/4 Thlr., Tuch zu 2 Thlr.

Gemeine Krämer und Bürger sollen keine Seide tragen, sondern nur Doppeltaffet oder Halbseide; Handwerker Schamelot, Serge, Parriean u. s. w., auch keine Mützen von Sammet oder Pelz.

Das Gefinde endlich soll sich auf inländische Zeuge — Perpetuan, Cronrasc u. s. w. — beschränken. Besonders verboten werden ihm: Pelz- und Sammethauben, seidene Schürzen, brocatine und mit Spitzen besetzte Mützen.

Schlechterdings verboten wurden goldene und silberne Spitzen; das Tragen von Juwelen, Perlen, Zobel u. s. w. ward nur „Männern im Ehrenstande“ (jedemfalls landesherrl. Beamten und Adligen) und ganz vornehmen Handelsleuten nachgelassen, — den gemeinen Krämern und Bürgern dagegen ward eingeschärft, „durchaus nicht es Jenen darin nachzutun.“

Diese Kleiderordnung ward im Laufe von einigen 30 Jahren fünfmal erneuert — und jedesmal finden wir neue und

raffinirtere Luxusstrachten darin als solche aufgeführt, welche verboten werden, welche also häufig vorkommen mochten (denn sonst wäre das Verbot nicht nöthig gewesen). Endlich, da gar Nichts helfen wollte, citirte man (1699) zuerst die Mägde, die wider das Verbot Spitzen, Treffen, Schleppen u. dgl. trugen, aufs Rathhaus und ließ ihnen durch den Rathsbdiener (wie es in der Chronik heißt) „den Plunder abtrennen“; alsdann nahm man dieselbe Operation mit den Handwerkerfrauen und zuletzt gar mit den vornehmen Kaufmannsfrauen vor. Aber die Mode war stärker als Spott und Schande, und selber die gestrengen Herren des Raths mußten vor ihr die Segel streichen und — die Dinge gehen lassen, wie sie gingen!

Ganz ähnlich finden wir es in Hamburg, wo auch wiederholte Verbote gegen das Tragen von Perlen und Edelsteinen bei den Frauen der Kaufleute und Rathsherren, gegen die Kleider von Sammet, Seide, Atlas, die seidnen Strümpfe und die breiten Sammetbesätze bei den Frauen der Rathsfubalternen, der Brauer, Handwerker und Schiffer, und gegen den Gebrauch von Seidenstoffen bei den Tagelöhnern und beim Gefinde fruchtlos blieben.

Eine Schrift aus dem Jahre 1689: „Der französische Modegeist“ klagt, daß die Moden in Deutschland fast häufiger wechselten, als in Frankreich, daß vornehme Damen ihre Schneider nach Paris schickten oder sich angeputzte Puppen von dort kommen ließen, um nur jederzeit das Allerneueste zu haben, u. dgl. m.

Aber vielleicht war im achtzehnten Jahrhundert der Luxus geringer, die Kleidertracht einfacher, die Wechsel und die Mannigfaltigkeit der Moden weniger ausschweifend? Wir wollen sehen!

Kleiderordnungen und Luxusverböten begegnen wir allerdings in dieser Zeit seltener, weil, wie schon bemerkt, man es aufgab, den Sisyphusstein zu wälzen und gegen die mächtigste aller Gewalten, die Mode, anzukämpfen; dafür aber liefern uns die moralischen Wochenschriften, die Zeitromane und, gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, die allmählig auftauchenden Medejournale Züge genug zu dem Bilde des Kleiderluxus in dieser Zeit. Ich werde Ihnen eine Anzahl solcher Züge vor Augen führen, und Sie mögen sich daraus ein Bild der damaligen Zeit im Punkte der Mode des Kleideraufwandes zusammensetzen.

Da liegen mir z. B. zwei Notizen über den herrschenden Kleiderluxus vor, von den beiden äußersten Enden der gesellschaftlichen Stufenleiter entnommen, und zwar aus Hamburg — die eine über den Luxus der Dienstmädchen, die andere über den Aufwand eines vornehmen jungen Kaufmanns, der allerdings als Verschwendler bezeichnet wird. Ich muß dabei bemerken, daß Hamburg gerade damals sich eines besonders blühenden Handels erfreute und in dem Aufschwung stand, daß dort, wie der Wohlstand, so der Luxus auf der höchsten Stufe sich befand. Nichts desto weniger werden Sie mir zugeben, daß die nachfolgenden Daten und Zahlen (die ich zwei wohlberufenen Wochenschriften jener Stadt entnehme) selbst nach dem heutigen Maßstabe Hamburgs unser Staunen erregen müssen.

Die eine jener Wochenschriften klagt: der Luxus der Dienstmädchen sei nun schon so hoch gestiegen, daß sie Spitzen trügen, die Elle zu 14 Thlr., welche ihrer eignen Herrschaft zu theuer wären. In einer andern findet sich eine angelegliche Haushaltung des schon erwähnten „jungen Verschwenders.“ Diese Rechnung mag vielleicht erdichtet sein und nur im Allgemeinen den Maßstab des Luxus in vornehmen Hamburger Häusern jener Zeit charakterisiren, allein unmöglich können ihre Ansätze ganz aus der Luft gegriffen oder caricaturmäßig übertrieben sein, da sonst ihr Zweck, die wirklich herrschende Lebensweise zu schildern und als warnendes Beispiel hinzustellen, offenbar verfehlt worden wäre. Darin nun finden sich u. A. folgende Posten aufgeführt: ein Schlafrock für die Frau vom Hause, französischer Stoff mit goldenen Blumen, 522 Mark (1 Mark = 12 Sgr.), brabantische Spitzen, die Elle zu 20 Thlr., 250 Mark, ein neues Bett 1460 Mark, für Kinderzeug 1000 Mark, zwei neue Perrücken 300 Mark (beiläufig gesagt, nicht viel, da eine feine Perrücke wohl 200 Thlr. kam, ja es deren bis zu 1000 Thlr. gab, und ein Mann nach der Mode mehrere haben mußte), Juwelen Schmuck für die Frau 800 Mark, Spießgeld derselben 350 Mark, eine goldne Requiruhr derselben 1200 Mark, eine Puppe aus Holland für die kleine Tochter 240 Mark, dem Sohn eine Uhr 90 Mark, demselben ein Degen 30 Mark, demselben zu seinem Plaisir, wenn er in Gesellschaft geht und Phombre spielt, 100 Mark, ein Pferd für denselben 180 Mark — für Schmausereien und dgl. Vergnügungen 4700 Mark (in einem Jahre!) in Summa 25,759 Mark.

Wir würden ein Recht haben, gegen die Richtigkeit dieser, zum Theil so ausschweifend hohen Ansätze Zweifel zu erheben, wenn nicht andere Angaben, aus andern Orten, bei denen der Verdacht übertreibender Satire völlig unzulässig ist, zu ganz ähnlichen Vorstellungen von dem damaligen Luxus führten. So finden wir in dem sogenannten Intelligenzblatt (Wochenblatt) von Frankfurt a. M. 1723 ein kostbares französisches Bett à la duchesse zum Verkauf ausgesetzt, von rothem Sammet und weiß- und goldnem Stoff (wahrscheinlich der Bettstimm), mit goldnen Borten „reich charmir“, für den Preis von 750 Thlr.

Und doch klagt in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts (etwa 1770) ein sehr gründlicher Kenner der Volkszustände: die Kosten des Unterhalts einer Familie seien seit 40 Jahren auf das Doppelte gestiegen, vorzüglich durch den Kleiderluxus der Frauen, die es darin immer mehr den Höheren nachzuthun suchten. Und Justus Möser, der strenge Censor seiner Zeit, der die alte Einfachheit und Ehrbarkeit deutschen Lebens, freilich vergebens, wieder heraufzubehören versuchte, ruft vorwurfsvoll aus: „D, möchte doch auch bei uns, wie bei den Römern, ein Polizeigesetz vorhanden sein, worin allen Müttern verboten wäre, ihren Kindern vor dem 15. Jahre Silber oder Gold, Spitzen oder Blonden, taftene Kleider u. dgl. zu geben! Oder möchten sich patriotische Eltern zu einem so heilsamen Vorsatze freiwillig verbinden! Mit welchem Vergnügen würde dann der bestimmierte Vater auf seine zahlreichen Kinder herabsehen! Wir erschöpfen das Vergnügen ihrer besten Jahre durch unsere unüberlegte Verschwendung und legen in ihre zarten Herzen den Samen der Eitelkeit, der dann rasch empor-schießt. Eine Uhr war sonst für ein Mädchen so viel wie ein Mann — jetzt giebt man sie ihr fast im Flügelkleide.“

In einer gegen Ende des 18. Jahrh. zu Leipzig erschienenen Schrift wird über den „fürstlichen Aufwand“ vieler dortigen Kaufleute geklagt und als Beleg dafür angeführt, daß einer derselben, der später mit 96,000 Thlr. farbirt, 29,000 Thlr. jährlich für sich und seinen Haushalt gebraucht habe! Aus derselben Zeit wird weiter berichtet: elegante Frauen zu Leipzig gäben nur allein für Aenderungen ihrer Kleider nach der Mode jährlich ein paar hundert Thaler, für den Kopfpuf mindestens 60 Thlr., für eine einzige Enveloppe noch mehr. Der Puf einer Frau sei nicht unter 3 — 400 Thlr. jährlich zu beschaffen. Bedenken wir, daß auch damals noch das Geld gegen heut mindstens um die Hälfte mehr werth war, so bekommt man ein recht ansehnliches Conto für diesen einzigen Posten, die Kleidung der Frau vom Hause.

Eine fürstlich-sächsisch-hildesheimische Kleiderordnung vom J. 1779 verbietet den „gemeinen Bürgerz- und Bauerleuten“ das Tragen von Gold, Silber, Sammet, Seide, brabantische Spitzen, Rammertuch und Zib. In Kurzsachen wurden die Dorfgerichte angewiesen, darauf zu halten, daß die Kleidertracht, „woran“, wie es in der Verordnung heißt, „besonders das Weibsvolk auf dem Lande sich gewöhnen will,“ nicht überhandnehme, und daß insbesondere Aechtheit und Mäße keine andere als inländische Fabrikate oder mindestens bloß wollene, baumwollene und leinene Zeuge trügen.

Im Allgemeinen dürfen wir uns nur die Kleidung eines Herrn oder einer Dame nach der Mode aus dem vorigen Jahrh. vergegenwärtigen, um zu begreifen, daß der Aufwand in diesem Punkte, selbst ohne besondere verschwenderische Uebertriebung, schon dem Durchschnitt nach ein sehr bedeutender sein mußte. Namentlich die Herrentracht war unbedingt kostspieliger als heutzutage. Nicht allein, daß ein modischer Herrenanzug damals eine Menge der theuersten Stoffe und Verzierungen erheischte, Seide, Sammet, Stickereien, Borten, Treffen, Spitzen u. s. w. (dabei darf nicht übersehen werden, daß alle diese Stoffe damals viel theurer waren als jetzt, sowohl an sich, als im Verhältnis zu dem Werthe des Geldes, wie schon aus den oben angeführten Beispielen erhellt), so gehörten dazu auch noch allerlei Pufgegenstände von zum Theil bedeutendem Werth: Galanteriebedegen mit silbernen und vergoldeten, stählernen oder Porzellangriffen, Stöcke mit eben solchen Knöpfen, goldne und silberne Tabatieren, Bonbons-, Pommaden-, Schwammbläschen u. dgl. m. von Silber, goldne und silberne Schuhknallen, nicht selten mit kostbaren Steinen geschmückt, endlich die so theuern Perrücken, von denen die eleganten auf mehrere hundert, ja bis tausend Thaler zu stehen kamen und von denen ein Mann nach der Mode mehrere Stück zur Auswahl und zum Wechsel haben mußte, oder, in späterer Zeit, der nicht weniger kostspielige Haarputz mit Puder, Pommade und den unentbehrlichen täglichen Handreichungen des Friseurs. Bei den Frauentrachten waren natürlich die Stoffe noch kostbarer, die Verzierungen und der Aufputz an der Kleidung noch reicher, die künstlichen Verschönerungsmittel noch mannigfaltiger und mit noch mehr Aufwand an Geld und Zeit verbunden. Auch der Einwand, daß die damalige Kleidung, wenn schon in der Anschaffung theurer, dafür länger gehalten habe, als die heutige, trifft bei dem Theile der damaligen Männer und Frauen, die nach der Mode lebten (und dies war doch wohl so ziemlich die Mehrzahl), nicht zu, denn gerade der Wechsel der Moden war damals, wie man aus Allem sieht, sehr häufig. Ein anständiger Cavalier brauchte, wie wir von einem Schriftsteller aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der über solche Dinge schrieb (Herr von Mohr), erfahren, jährlich vier Anzüge — wenn er nämlich nicht an den Hof ging, im letzteren Falle noch viel mehr, und bei den Frauen war natürlich der Wechsel weit größer.

Wie in der Kleidung, so ward auch in manchen andern Dingen im vorigen Jahrhundert von Vielen ein ausschweifender Luxus getrieben. So mit Wagen und Pferden, mit der Dienerschaft, mit Wohnungen und deren Einrichtung, nicht minder mit Essen und Trinken. Dieselbe Frankfurter Quelle, welcher ich die Beschreibung des Prachtbettes entlehnte, schildert allerhand kostbares Luxusfuhrwerk, gleichfalls als verächtlich, so unter Andern „eine Carrosse Coupé oder Kutsche, zu Brüssel gemacht, mit großen feinen Spiegelgläsern, auswendig vergoldet, inwendig mit rothem Scharlach und breiten silbernen Borten gezier“, ferner einen Schlitten, „präsentirend einen doppelten Adler, auf den Rücken zwei liegende türkische Sclaven, auf den Köpfen drei stehende Kindelein, vorn auf der Kufe ein Kindelein, Alles fein vergoldet und versilbert, inwendig mit schwarzem Sammet, mit feinem Gold gestickt und schönen seidnen Quasten“, — einen zweiten Schlitten, „präsentirend ein Seepferd, neben auf den Rücken zwei liegende Seehunde, mit blümenrandem Sammet beschlagen, Alles fein vergoldet und versilbert.“ — noch einen Schlitten, „präsentirend einen Wallfisch mit dem Geküt, auch Alles fein versilbert,“ endlich eine „indianische Muschel (ebenfalls auch ein Schlitten) mit rothem Sammet“ u. s. w.

In Leipzig ward noch 1680 das „Karethenfahren“ (Fahren in Kutschen) verboten; nur Alten und Schwachen sollte gestattet sein, sich eines Wagens zu bedienen, eben so, wenn Jemand auf's Land führe, aber auch dann dürften es keine von innen und außen mit Gold verzierte, mit Plüsch oder andern kostbaren Zeug gefüllte sein. Auch in Hamburg bestand ein Gesetz, daß kein Kaufmann in einer vergoldeten Kutsche fahren solle, bei 100 Thaler Strafe. Dennoch ward dagegen gefehlt. In Leipzig wimmelte es, nach den zeitgenössischen Berichten, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von prachtvollen Equipagen, theuren Wagen- und Reitpferden.

Ebenort hatten gewöhnliche Handwerker Wohnungen für 100 Thaler, angesehene Leute thaten es nicht unter 2 — 300 Thaler, und Familien nach der Mode zahlten 3, 4 — 500 Thaler, um am Markte vorthorwärts zu wohnen. (Es muß auch hier wieder daran erinnert werden, daß selbst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts der Werth des Geldes noch um mindestens die Hälfte niedriger war, als jetzt, also 100 Thaler damals 150 Thaler von heut repräsentiren u. s. f.) Daneben hatten sie aber auch noch eine Gartenwohnung oder eine Wohnung auf dem Lande für den Sommer. Die Meubles wurden aus London und Paris verschrieben; dazu kamen prächtige Spiegel, Stuh- und Spielstühle, Aufsätze von Meißner Porzellan, reiche Tapeten, Kupferstiche und Gemälde von ausländischen Künstlern.

(Schluß folgt.)



Die Stunden der Nacht.

unte
hät
fun
in
lich
Gra
wel
tet
es
wöh
und
war
freu
ert.

Stunden der Nacht.

Kennt Ihr die schaurigen,
 Ahnungsvoll traurigen —
 Kennt Ihr die heilenden,
 Balsam vertheilenden —
 Unfriede schlachtenden,
 Zürcherlich richtenden —
 Kennt Ihr die tönenden,
 Herzen verführenden —
 Mit Kühlung labenden,
 Leiden begrabenden,
 Wonneberauschenden,
 Liebelauschenden —
 Mit nie zu stillenden
 Wünschen erfüllenden —
 Kennt Ihr die schweigenden —
 In dunkler Pracht
 Zu uns sich neigenden
 Stunden der Nacht?

Die Mutter kennt sie, die mit Herzensbängen
 Am Bett des kranken Lieblichen wacht.
 „Der Athem fliegt — im Fieber glüh'n die Wangen —
 „Ist das der Tod? . . . O Gott, laß ihn gesunden! . . .“
 Ja, eine Mutter kennt die bängsten Stunden
 Der Nacht.

Der Arme kennt und liebt sie, den die Lasten
 Der heißen Arbeit müd' gemacht.
 Sie gönnen der erschöpften Hand zu rasten;
 Befrei'n sie ihn auch nicht von jedem Kummer,
 So bringen sie Vergessen doch im Schlummer
 Der Nacht.

Der Denker kennt sie, dessen Knie sich beugen
 Vor ihrer räthselvollen Macht;
 Denn dankbar brechen sie für ihn ihr Schweigen,
 Und flüstern in sein Ohr die Zaubertöne
 Von der geheimnistiefen hehren Schöne
 Der Nacht.

Der Sünder kennt sie! — gierig an sein Kissen
 Fühlt er sie schleichen, heimlich facht;
 Sie geißelt ihn mit Scorpionenbissen,
 Und höhnen ihn und lachen seiner Wunden —
 Der Böse kennt die rache glüh'nden Stunden
 Der Nacht.

Das Kind, dem erst seit wenig frohen Jahren
 Des Erdenbafens Sonne lacht,
 Scheut noch das Dunkel, weil es nie erfahren
 Daß auch der Glanz des Lichtes kann verwunden;
 Das Kind versteht sie nicht, die holden Stunden
 Der Nacht.

Ein Auge aber, dem das Weltgetriebe,
 Das blendende, oft Schmerz gebracht;
 Ein Herz, das, reich durch Poesie und Liebe,
 In sich den Quell des Lichtes hat gefunden —
 Sie lieben und verstehen die Feier-Stunden
 Der Nacht.

Die Nachtigall mit ihrem süßen Liebe,
 Des Blütenbaumes busst'ge Pracht,
 Des ernsten Waldes selig tiefer Friede,
 Die Welle, die den Mondenstrahl gefunden —
 Sie alle lieben ja die holden Stunden
 Der Nacht.

Stunden der Nacht!
 Neigt euch mit Mutterfimm'
 Liebreich zur Erde hin,
 Bringet dem Müden Ruh',
 Flüstert der Sorge zu
 Tröstenden Traum.
 Zähmet den wilden Haß,
 Labet mit Thau das Gras
 Am Berges saum.

Schön ist das Sonnenlicht,
 Welches den Weg der Pflicht
 Strahlend erhellt;
 Welches die weite Welt
 Großmuthvoll hingestellt,
 Daß wir uns ihrer freu'n;
 Aber das Licht allein
 Würde uns tödtend sein,
 Kämt' nach des Tages Pracht
 Nicht ihr verhüllenden,
 Ihr Schmerzen stillenden
 Stunden der Nacht!

Marie Harrer.

Engel der Erde.

Es giebt Engel in den Häusern der Menschen, ihr Dasein
 unter uns ist keine bloße Fabel. Oft in den niedrigsten Ver-
 hältnissen, unter Mühschöpfen, die in tiefster moralischer Ver-
 sunktheit leben, finden wir mitleidige, tröstende Engel; sei es
 in Gestalt eines Kindes, oder eingeschlossen in einen gebrech-
 lichen krüppelhaften Körper, mühsam den Weg zum irdischen
 Grabe wandelnd, oder auch in einem heitern Gemüth wohnend,
 welches die Nebel des Lebens als Stufen zum Himmel betrach-
 tet und freudigen Muthes, sündenlos den steilen Pfad auf-
 wärts steigt. Ich kannte solch einen Engel in Menschengestalt;
 es war die Tochter eines Trunkenboldes. Wohin sie blickte,
 wohin sie trat, überall gewahrte sie von Kindheit an nur Glend
 und Entwürdigung, und dennoch sank sie nicht. Ihr Vater
 war roh, ihre Mutter muthlos, ihre Heimath unbehaglich und
 freudenleer; doch sie kämpfte mit der Kraft eines Engels und
 rett'ug mit der Geduld eines solchen die Fehler dessen, der ihr

das Leben nur gegeben zu haben schien, um es ihr täglich und
 stündlich zu verbittern. Wie oft in später Nacht ging sie barfuß,
 in dürrigen Kleidern, ohne ein wärmendes Tuch gegen die
 Kälte des Winters, in die Schenke und führte an ihrem Arm
 den schwankenden Vater nach Hause. Wie oft trug ihr Körper
 die Spuren seiner rohen Hand, wenn sie es gewagt hatte, sich
 zwischen diese und ihre hilflose Mutter zu werfen. Wie oft saß
 sie auf kaltem Stein, den Kopf des Vaters in ihrem Schooß,
 wie oft mußte sie den Schrei des Hungers unterdrücken, wenn
 der gewissenlose Vater das Geld, wofür er Brod kaufen sollte,
 für Branntwein ausgab.

Die himmlische Geduld, in deren Uebung sie lebte, prägte
 sich in ihren Zügen aus und ließ ihnen einen engelhaften Aus-
 druck; um sie, die dem Glanze irdischer Kronen so fern stand,
 als man im Leben nur stehen kann, hatte der Nimbus der Mär-
 tyrerkrone seinen verklärten Schimmer ausgegossen; denn ein
 Märtyrerkranz war ihr Dasein, dem der hart geprüfte Geist nach
 kurzem Todeskampfe sich entwand; ein Todeskampfe, den die
 Mißhandlungen des Vaters ihr so früh bereitet hatten. Nun
 erst erkannte der tiefgefunke Mann die Engelseele seines Kin-
 des; nun erst, da sie nicht mehr war, faßte er den männlichen
 Entschluß, aus dem Staube der Unehre sich aufzuraffen. Von
 ihrem einfachen Grabe nahm er die Kraft zur Besserung mit,
 die mit den Thränen aufrichtiger Reue in seine Seele gefom-
 men war, und heute wird er euch sagen, daß die Erinnerung an
 seine Tochter, an ihre engelhafte Geduld und Ergebung ihn
 zurückhält, dem Laster des Trunkes auf's Neue sich zu ergeben.
 Er wird euch erzählen, wie er oft an die Stellen geht, wo ihre
 barmherzige Hand ihn leitete, während ihre Wangen in der
 Röhre der Scham erglühten bei den Scherzreden der Leute, die
 der Tochter des Trunkenboldes spotteten.

Es giebt noch Engel auf Erden; suchet sie nur auf in eurer
 Umgebung und liebt sie, so lange sie bei euch sind. Sie sind
 nicht so schwer zu erkennen; vielleicht giebt euch im Augenblick,
 wo ihr mit zürnenden Worten ihnen entgegentretet, ein milbes
 Lächeln den Beweis ihres höheren Werthes. Oft finden die
 Engel der Erde sich unter den Berachteten, Geringgeschätzten,
 und erst, wenn sie nicht mehr sind, wenn ihr irdisches Wirken
 aufgehört, erst dann werden wir inne, daß mit ihnen ein Engel
 geschieden ist.

[2411]

Die Sterne.

Schweizer Sage.

Wenn hier am Mutterbergen
 Der Tod ein Kindlein küßt,
 Ein neuer Stern am Himmel
 Sogleich erstanden ist.

Den hat Gott für das Kindlein
 Am blauen Himmelszelt
 Zum treuen Spielgenossen,
 Zur Freude dort bestellt.

Drum durch die lichten Sterne
 Die Mutter Trost gewinnt,
 Als ob aus weiter Ferne
 Grüße sende ihr Kind.

Sie weint, sie hört es flüstern:
 „Wein' roth nicht Dein Gesicht,
 Stehst Du in meinem Schooße
 Mein Spiel, mein Sternlein nicht?“

„Blick auf, und sieh ihn funkeln
 So licht, so hell, so klar —
 Ich bin so glücklich, Mutter,
 Wie nie auf Erden ich war.“

Drum schaut hinauf so gerne
 Die Mutter himmelwärts —
 Es bringen ihr die Sterne
 Grüße und Trost für's Herz.

[2405]

F. Brunold.

Zufriedenheit und Unzufriedenheit.

Zufriedenheit ist eine Charaktereigenschaft, mehr noch eine
 Gemüthsfähigkeit, welche man fast gewohnt ist als Tugend zu
 betrachten, und doch — was wäre unser Leben, was wären
 wir, hätte die Erde stets nur Zufriedene beherbergt!

Zufriedenheit ist eine Liebenswürdigkeit, ein Glück für
 den Menschen, welcher sie von der Natur empfing oder in sich
 ausbildete, doch — sie ist eine Fessel des Fortschrittes!

Wenn wir uns umschauen auf dem Erdenstern, der unsere
 Heimath ist, wenn wir bewundernd und mit freudiger Gemüth-
 thung erkennen, was der Mensch gethan, um das verlorene
 Paradies hienieden sich neu zu schaffen, so haben wir ein Recht
 zufrieden zu sein. Doch dürfen wir uns hier die Zufriedenheit
 nicht als Verdienst anrechnen, wo sie Pflicht und Nothwendig-
 keit ist, und vor Allem dürfen wir nicht vergessen, daß die Un-
 zufriedeneheit unserer Voreltern es war, welche uns heute
 die Zufriedenheit leicht macht.

Zufriedenheit ist das Gefühl des Genügens mit dem Vor-
 handenen, das Behagen, die Freude an dem uns zunächst Lie-
 genden, und schließt mithin jedes Streben aus. Der Zufrie-
 dene ist stets ein glücklicher Mensch, doch in den seltensten
 Fällen ein großer.

Menschen, Völker und Staaten wurden groß nur durch
 Unzufriedenheit. Dem friedliebenden Beherrscher eines
 großen, blühenden Reiches mußte ein Eroberer vorangehen,
 dessen Ländermacht getrennte Völker unter ein Scepter verein-
 nigte; alles Gute, alles Treffliche in Kunst, Industrie und
 Wissenschaft, jede Annehmlichkeit unserer geselligen Existenz
 verdanken wir der Unzufriedenheit. Nicht jener müßigen
 Unzufriedenheit, die, der Größe wie dem Glück gleich
 feindlich, sich wie tödtendes Gift auf Beide legt, die nicht Kraft
 hat zum Streben und nicht Demuth zur Genügsamkeit, die

nichts kann als murren und klagen; nicht diese Unzufrieden-
 heit hat die Menschheit und den Einzelnen groß gemacht, son-
 dern vor Allem jene heilige Unzufriedenheit, welche, unter
 den Mängeln des gegenwärtigen Zustandes leidend, oder
 von seinen Fesseln sich beengt fühlend, alle Kräfte aufbietet, ihn
 zu verbessern; die Unzufriedenheit, welche Christum an das
 Kreuz führte. . .

Oder jene kraftvolle Unzufriedenheit, welche, von
 den Schranken menschlichen Wissens beengt, sich in die Ge-
 heimnisse der Natur versenkt mit immer glühenderm Eifer,
 welche in die Tiefen der Erde hinabsteigt, die Bahnen der
 Sterne erforscht, die höchsten Berge erklimmt, der Gluth des
 Wüstenlandes und den Schollen des Eismeeres troht, um —
 mehr zu wissen und der Welt durch neue Kenntnisse und Ent-
 deckungen zu nützen; es ist die Unzufriedenheit, welche Colum-
 bus Amerika finden ließ, welcher Humboldt's Kosmos das
 Dasein verdankt, welche die kühne Reisende Jda Pfeiffer wil-
 den Völkern entgegen führt.

Doch wenn wir gerecht sein wollen, müssen wir auch ge-
 sehen, daß die keineswegs edle Unzufriedenheit, welche sich als
 Neid, Mißgunst, Herrschucht u. s. w. im öffentlichen Leben
 kundgiebt, zur Verbesserung unseres Erdenbafens beigetragen
 hat und stets noch wesentlich beiträgt, indem sie den Wettstreit
 erregt und zum Kampf der Kräfte herausfordert. So dient
 auch hier das armselige, verächtliche Kleine zur Verherrlichung
 des großen Ganzen.

Zufriedenheit begnügt sich mit dem Fleckchen Erde, worauf
 Geburt und Verhältnisse sie gestellt; die Unzufriedenheit, das
 rastlose Streben, baute Schiffe und Dampfer, grub Kanäle
 und legte die Schienen der Eisenbahnen. Unzufriedenheit
 schlang das Band der Vereinigung um die Völker. Zufrie-
 denheit knüpft die Bande des häuslichen Lebens; in Bezug
 auf das Leben im großen Ganzen trennt sie, sondert ab,
 und beschränkt.

Glaubt nicht nach dem Gesagten, ich wolle der harmlosen
 Blume „Zufriedenheit“ ihr Leben auf Erden mißgönnen; und
 freute mich wohl gar, wenn der reisende Strom „Unzufrieden-
 heit“ sie, die ruhig am Ufer steht, entwurzelte und in seine
 Tiefen hinabschleuderte! Ein solches Empfinden würde kaum
 dem rastlosesten Mann natürlich sein, wie viel weniger dem
 Weibe, dessen Beruf es ja vorzugsweise ist, die Blüthe der Zu-
 friedenheit zu pflegen im eigenen Herzen, und ihre Umgebung
 zu einem Garten zu machen, in welchem diese bescheidene
 Blume vor Allen gedeiht.

Unzufriedenheit, blüht mich, ist dem grossenden Ge-
 witter gleich, welches durch heilsame Erschütterung die schlum-
 mernden Kräfte weckt, und Zufriedenheit — der Ruhe
 nach dem Sturm, welche mit mildem Lächeln auf die besänftig-
 ten Elemente herniederblickt. Zufriedenheit ist der Feierabend
 der Seele, und glücklich die Frau, welche die Gabe, oder die
 milde Kraft besitzt, jede Seele, die in ihren Kreis tritt, festlich
 zu stimmen nach den Werktagen voll unruhiger Bestrebungen,
 heißer Wünsche und aufregender Pläne!

Der Männer Beruf mag es sein, durch Wort und That
 die Welt und das öffentliche Leben umzugestalten; die Frauen
 sind zu Pflegerinnen des Bestehenden geschaffen, und gerade
 durch diese Gegenwirkung stellt das nöthige Gleichgewicht
 sich her.

Strebt immerhin mit Ernst und Innigkeit, der Zufrieden-
 heit Bekenner zu erwerben in eurer Umgebung — es ist das
 eines edlen Frauenherzens würdige Streben. So viel Zufrie-
 dene Ihr macht, so viel Glückliche macht Ihr, und stellt Euch
 mit jedem eurer stillen Siege das Zeugniß aus, den Beruf des
 Weibes auf Erden verstanden zu haben.

[2402]

Marie Harrer.

Die Erhabenheit des Meeres.

Ein unmeßbarer Zauber umgiebt das Meer, in seiner
 ehrfurchtgebietenden, nimmer ermüdenden Gleichförmigkeit.
 Wir werden müde, ein wogendes Korisfeld, doch nicht das wo-
 gende Meer zu betrachten. Vielleicht ist es das höher pulsirende
 Leben, welches unsere Gedanken länger und mächtiger an die
 feuchten Wasserwogen, als an die blühenden des Wehrenseldes
 bannt. Diese schlafert ein, während jene eine Fülle von Ge-
 danken erregen. Wir fühlen dem wogenden, unermesslichen
 Ocean gegenüber unsere Kleinheit, und doch ist es weder drü-
 ckend noch beängstigend, dieser Naturgröße gegenüber sich ge-
 ring zu fühlen.

Es ist schön, dem Meere zuzuschauen, auf den Klippen zu
 stehen, und die Wogen ihr tausendjähriges Lied singen zu hö-
 ren. Es ist als habe jede Welle ihr eigenes Schicksal, ihre ei-
 gene Geschichte, der wir, sie beobachtend, nachspüren. Wird
 sie brechen? Wird sie in jene größere Welle überfließen? Und
 dann das Brett, das auf dem Rücken der Woge hin und her
 schwankt, jetzt unter sinkt, nun wieder zum Vorschein kommt,
 wie ein Ertrinkender — das Brett ist der Ueberrest eines gro-
 ßen Schiffes, welches weit, weit von hier im großen Ocean,
 fern von menschlichem Mitleid und menschlicher Hilfe, nur vom
 Auge des Himmels gesehen, unterging, und keinen Verkünder
 seines Todeskampfes senden konnte, als dieses Brett, das dort
 auf der Woge schwankt. — Wir können uns leicht solch ein
 trauriges Drama ausmalen, während wir sinnend dem Erschei-
 nen und Verschwinden des dunklen Brettes folgen. Doch ganz
 traurig kann das Gemälde unserer Phantasie nicht werden;
 dazu ist die Natur von zu heitler, freundlicher Größe.

Unermessliches Meer! du, den Menschen so dienstbar, trotz
 deiner Macht, und doch, wie furchtbar, wie verderblich, wenn
 du, des Gehorsams müde, mit andern Elementen gegen deine
 Unterdrücker dich verschwörst. Geheimnißvolles Meer! Schreck-
 lich in der Ruhe, wenn der Schummer lächelnd an deinem
 kaum bewegten Busen sich zu wiegen scheint, schön auch in
 Wuth und gährendem Aufbruch! Im Morgen- und Abendroth,
 am trüben oder heitern Tage, im Dämmerdämmer und Gewitter-
 nacht, immer und überall bist du schön! Die Dichter haben dich
 besungen, die Maler dich gemalt, aber nimmer hat des Sängers
 Lied oder des Malers Kunst mehr als ein schwaches Abbild bei-
 ner unmeßbaren Größe, beines unaussprechlichen Reizes ge-
 geben.

[2412]

Marsch.

Componirt von Feodor Engelhardt.

The musical score is written for piano in 2/4 time. It consists of ten systems of music, each with a treble and bass staff. The key signature has one flat (B-flat). The score includes various dynamics such as *f*, *ff*, *mf*, *p*, and *pp*. Performance instructions include *marcato*, *leggiere*, *con espressione*, and *ped.* (pedal). The score features a *Trio* section starting with *Fine.* and *ped.* markings. The piece concludes with first and second endings (I. and II.) and the instruction *D. C. al Fine.*

Skizzen aus Paris von Jehu und Einst.

5.

Marguerite.

Es war am 5. September 1557. Ein heftiger Wind hatte den Tag über in den Straßen der guten Stadt Paris gewüthet und frühzeitig waren die Bürger in ihre Behausungen zurückgekehrt. Wollpümpen und „Parraillets“*) kamen sich in die oben Straßen theilen, wo sich nichts vernehmen ließ als das Kreischen der Wetterfahnen im Sturm.

In einer niedrigen Stube der Straße St. Jacques, mit kalkendurchzogener Decke und geschnittenen Eichenholzmöbeln, saßen beim Schein einer eisernen Lampe zwei junge Leute Hand in Hand in halbblauem Gespräch.

Ein junges Mädchen von großer Schönheit, ungefähr 18 Jahre alt, saß in einem großen Lehnstuhl und ihr Blick ruhte auf dem jungen Mann, dessen Haupt auf ihren Knien lag.

Beider Mienen waren düster und niedergeschlagen, und tiefer Schmerz lag in ihren Zügen.

Der junge Mann war sehr bleich; eine quälende Unruhe lag auf seiner Stirn, — sein Blick schweifte in unbestimmte Ferne, als suche er dort irgend ein unersassbares Bild; zuweilen zogen seine Augenbrauen sich finstler zusammen und nur, wenn seine Blicke auf Marguerite hafteten, wurde sein Gesicht wieder ruhig und heiter.

Der junge Mann hieß Heinrich und mochte vielleicht 23 Jahre alt sein; er war nicht groß, doch wohlgebaut, und sein vornehmes Wesen verrieth den Edelmann, obgleich seine Kleider von Tuch ihn als dem Bürgerstand angehörig bezeichneten.

Marguerite kannte ihren Geliebten nur unter dem Namen Heinrich, denn obgleich sie ihn wiederholt über diesen Gegenstand befragt, hatte er stets geantwortet, er sei ein Bürgersohn aus der Champagne, und Nichts konnte ihn bewegen, seinen Familiennamen zu nennen.

Marguerite's Vater war durch Heinrich's sanftes, angenehmes Wesen so für ihn eingenommen, daß er keinerlei Fragen an ihn that; er behandelte den fremden Jüngling wie einen ihm vom Zufall zugeführten Sohn.

Am Abend dieses denkwürdigen Tages, dem 5. September 1557, wäre Marguerite, die eben keinen persönlichen Grund zur Traurigkeit hatte, gern vergnügt und heiter gewesen, doch Heinrich's düstere Zerstreuung legte ihr Zurückhaltung auf.

Ihre Liebe für Heinrich grenzte an Anbetung. Sie hätte ohne Zaudern ihr Leben für ihn gegeben.

In der Feuerseele des achtzehnjährigen Mädchens wohnen drei Leidenschaften, denen sie alle Kräfte, alle Zärtlichkeit ihres Herzens widmete:

Die Liebe zu Gott, zu ihrem Vater und zu Heinrich. Doch die mächtigste dieser Leidenschaften war die Liebe zu Gott.

Ueberdies war Marguerite Katholikin, von jenem fanatischen Katholicismus, welcher die Bartholomäusnacht gebar.

Von der Wiege an mit dem Hauch des Fanatismus genährt, loberte ihr ganzes Wesen in den Flammen der Begeisterung auf, wenn es galt, ihren Glauben zu verteidigen.

— Oft schon hatte sie versucht, mit Heinrich über das katholische Dogma zu sprechen, doch dieser, einer bestimmten Antwort ausweichend, erwiderte stets mit Lächeln: „Lassen wir das, Liebchen, die Religion ist ein zu ernster Gegenstand für junge Leute“, und verschloß ihr den Mund mit einem Kuß.

Am Abend, wo unsere Erzählung beginnt, wollte Marguerite wiederum das Gespräch auf den ihr wichtigsten Gegenstand lenken, doch der Geliebte betrachtete sie eine Weile mit traurig zerstreutem Blick, küßte sie auf die Stirn, erhob sich rasch und sagte im Fortgehen zu ihr: „Auf Morgen!“

Marguerite hatte ihn bis zur Thür begleitet und folgte ihm mit den Augen, bis seine Gestalt sich im Dunkel der Nacht verlor. Dann ging sie ins Zimmer zurück, nahm ihren Platz im Lehnstuhl wieder ein, stützte den Kopf auf die weiße, schmale Hand und begann zu träumen.

Plötzlich ward sie aus ihrem Sinnen durch die Schläge des Thürklopfers aufgeschreckt, welche von der mit Eisen beschlagenen Thür widerhallten. Bald darauf trat ein Mann im grauen Rock, mit grauem Bart ins Zimmer, sah sich verstört um und sank muthlos und erschöpft auf einen Schemel.

Nach minutenlanger Ruhe machte der Greis das Zeichen des Kreuzes und murmelte zwischen den Zähnen den Anfang eines Gebetes.

Marguerite war bei seiner Ankunft aufgestanden, ihm entgegen gegangen, hatte seine Stirn gestreichelt — doch er, die Begrüßung der Tochter kaum bemerkend, erwiderte sie mit einem kurzen, gerührten: „Guten Abend!“

Marguerite betrachtete schweigend eine Weile ihren Vater (denn er war es), schlang dann ihren Arm um seinen Hals und liebkoste ihn, wie man einem Kinde thut. Lange fragte sie vergeblich nach der Ursache seiner Betrübnis und schloß endlich mit den Worten:

„Vater, erhebe Deine Seele zu Gott, daß er Dich in Deiner Trübsal unterstütze; rufe den Herrn an, er erhebt die Schwachen und Die, welche das Unglück niederbeugt.“

Die Worte des jungen Mädchens schienen den Greis zu beruhigen, welcher nun sein Kind anblickte und, sich ermannend, erwiderte:

„Ich werde ruhig sein, meine Tochter — ist meine Ruhe auch nur die, welche dem Tode vorangeht! Du willst heirathen, und es ist mein Wunsch, daß Heinrich Dein Mann werde. Die Sache ist nicht unmöglich — aber Du mußt den Muth der Judith und den Glauben der Märtyrer haben; Du mußt, ehe Du zum Altar trittst, Deines Vaters Leben zurückkaufen und Dir eine Mitsgift erobern.“

Marguerite stand da mit weit geöffneten Augen; einen Augenblick glaubte sie, ihr Vater sei wahnsinnig geworden. Sie lebten so still und friedlich, wie kam er zu dieser Niedergeschlagenheit, zu diesen Todesgedanken? Welcher furchtbare, unerwartete Schlag konnte sie getroffen haben? Endlich gaben des Vaters Worte ihr Gewisheit:

„Gestern, mein Kind, war ich in einer Schenke in der Cité — ich führte unwissliche Neben und vergaß mich so weit, daß ich ungeziemende Aeußerungen that über Sie. Majestät König Heinrich II., seine Hofherren und seine Geliebten. Ein

Spion mußte mich behorcht haben — kurz — der Polizei-Lieutenant ließ mich arretiren und nach dem Louvre vor den König führen.“

„Meister Martin, sagte Se. Majestät zu mir, Ihr seid ein nachlässiger und aufrührerischer Viertelmeister. Ihr beleidigt Eurem König, und der Eurer Obhut anvertraute Stadtheil ist schlecht behütet, denn neben Eurem Hause hält der ketzerische Jehan von Troyes Predigten und überläßt sich den schändlichen Ausschweifungen. Weil Ihr also Eure Pflicht vergeßt, Meister Martin, so sieht Euer Herr sich genöthigt, sie Euch ins Gedächtnis zurückzurufen.“

„Wenn Ihr in zwei Tagen mir Jehan's Kopf bringt, erhaltet Ihr 50 Livres Gold als Belohnung, wenn nicht, lasse ich Euch an den Galgen hängen. Nun, meine Tochter, weißt Du, was geschehen, und begreift meine Verzweiflung, nicht wahr?“

Je weiter Martin sprach, um so belebter waren Marguerite's Züge geworden und strahlten jetzt in hoher Begeisterung. Bei den letzten Worten ihres Vaters schüttelte sie kräftig seine Hand und sagte: „Unser König hat Recht; erbehe Deinen geknerten Muth! was König Heinrich verlangt, ist zum Preise Gottes. Die Reformirten sind ein verfluchtes Geschlecht, sie beschädeln das schöne Frankreich durch ihr Dasein.“

„Der Tod eines Hugenotten der Preis für die Begnadigung meines Vaters! — O, daß ich einen Degen hätte! — Doch, gleichviel, Vater — ich rette Dich — aber — wie erkenne ich Jehan von Troyes?“

„Der König hat mir sein Signalement gegeben,“ antwortete Meister Martin. „Bleiches Gesicht, schwarzes Sammetbart, rothe Feder, schwarzer Mantel.“

„Laf uns gehen, Vater, laß uns gehen!“ Marguerite war mit einem Satz an der Thür und wollte den Vater mit sich fortziehen; doch der Greis hielt die Tochter zurück und ließ sie auf seinen Knien niederstürzen.

„Heut nicht, Kind,“ sprach er besänftigend; „es ist schon zu spät und überbies, was könnten wir Zwei thun? Ich werde mich mit unsern Nachbarn, die gute Katholiken sind, verabreden; ich werde ihnen sagen, sie sollen sich morgen Abend bereit halten, daß wir, wenn die verdamnten Hugenotten aus der Predigt kommen, sie unvermuthet überfallen können. Du magst unterdessen für uns beten.“

„Nein, Vater, ich werde an Deiner Seite bleiben, ich werde Jehan von Troyes suchen und ich schwöre Dir, er soll sterben!“

„Vor Allem aber das tiefste Geheimniß,“ erwiderte der Greis, „sage keinem Menschen ein Wort davon, nicht einmal Heinrich. Durch ein einziges Wort könnte unser Vorhaben scheitern.“

Das junge Mädchen umarmte ihren Vater, versprach ihm Schweigen und begab sich zur Ruhe.

Am andern Tage verließ Heinrich, da er Meister Martin und Marguerite hatte von einem beabsichtigten Besuch sprechen hören, schon bei anbrechendem Abend seine Freunde.

Inbessen war Alles vorbereitet; die Katholiken, um in der Dunkelheit sich zu erkennen, hatten kleine weiße Kreuze verfertigt, welche sie am Hute befestigten, und mit dem Glockenschläge 10 schlichen sie auf die Straße hinaus und verbergen sich in den Nischen der Hausthüren, die Reformirten erwartend.

Als die letzten Glockenschläge der ersten Stunde verklungen, verließen die Hugenotten das Haus, in dem sie sich allabendlich zu versammeln pflegten, und auf ein verabredetes Signal fielen die bewaffneten Bürger über die Protestanten her.

Ein lautloser, schrecklicher Kampf begann! Mitten unter den Festenden, den Verwundeten und Sterbenden bewegte sich auch ein Weib, ein einziges nur; den Dolch in der Hand, schlich sie wie eine Schlange durch das mörderische Gewühl — sie suchte im Dunkel das Oberhaupt der Reformirten.

Dieses Weib war Marguerite.

Ihre Züge waren verzerrt von frommer Wuth, als sie mit unkenntlicher kreischender Stimme rief: „Ins Feuer mit den Hugenotten! Tod, Tod den Parraillets!“ Sie suchte in der Menge den Mann, dessen Kopf den ihres Vaters erhalten und ihr ein Heirathsgut verschaffen sollte.

Plötzlich bemerkte sie beim bleichen Schein des wolkenverhüllten Mondes die rothe Feder und den schwarzen Mantel Jehan's von Troyes. Den Rücken an die Mauer gelehnt, verteidigte er sich mit dem Muth der Verzweiflung gegen fünf oder sechs Angreifende.

Man hörte kein anderes Geräusch als das Klirren des Stahls am Stahl; Marguerite schlich jener Gruppe näher, ließ sich, um vom Chef der Reformirten nicht gesehen zu werden, auf die Knie nieder, glitt so bis an seine Seite und senkte ihren Dolch in seine Brust.

Der unglückliche, bereits aus zwei Kopfwunden blutend, stieß einen furchtbaren Schrei aus und sank todt nieder.

Bei diesem Todesgeschrei bebte Marguerite, ein nervöses Zittern flog durch ihren Körper — es schien ihr, als sei der Ton dieser Stimme ihr nicht unbekant — doch sie faßte sich wieder, machte das Zeichen des Kreuzes und ihr ganzer Muth kehrte zurück.

Unterdessen hatten die Kämpfenden von dieser Stelle sich entfernt, und das Klirren ihrer Waffen klang gedämpfter dorthin, wo das junge Mädchen allein bei der Leiche Jehan's zurückblieb. Sie war gekommen, dies blutbesleckte Haupt zu holen, welches zu ihren Füßen lag, und mit gierigem Haß versuchte sie nun, es vom Rumpfe zu trennen.

Endlich! — Sie stieß einen Schrei triumphirender Freude aus — endlich hielt sie die graue Siegestrophäe in ihrer Hand, wickelte sie eilig in den Mantel ihres Opfers, und ging, nachdem sie ihren Vater vergebens gerufen, allein nach Hause.

Meister Martin war bereits dort. Er wachte eben ruhig seine blutigen Stiefeln ab, als Marguerite athemlos eintrat.

„Vater, Vater, wir sind gerettet!“ rief sie. „Morgen kannst Du zu König Heinrich gehen!“ Bei diesen Worten warf Marguerite ihre Last auf den Tisch und aus dem Mantel hervor rollte das blutende Haupt mit den bleichen, verzogenen Lippen.

Ein elektrischer Schlag durchzuckte das Mädchen vom Kopf bis zum Fuß — mit starrem Entsetzen blickte sie auf die Stirn mit der klaffenden Wunde — ihre Brust hob sich krampfhaft — noch ein herzzerreißender Schrei — dann fiel sie zurück und — war todt!

Heinrich, den sie fast so sehr geliebt als Gott und ihren Vater — war kein Anderer gewesen als das Oberhaupt der Reformirten, Jehan von Troyes! sie hatte ihren Geliebten gemordet!

Meister Martin stand schwindelnd neben dieser furchtbaren Scene. — Die ganze Nacht hindurch blieb er neben dem Leichnam seiner Tochter und dem verstümmelten Haupte des unglück-

lichen Hugenotten, mit stierem Blick Eins um das Andere betrachtend. Erst als der Tag die Opfer dieser schrecklichen Nacht zu beleuchten anfing, erwachte der Greis aus seiner Lethargie, lachte, tanzte und sang — er war wahnsinnig geworden.

[2338] J. F. S.

Erst nach langem Bedenken entschlossen wir uns, dieses Schauergermälde vor den Augen deutscher Leserinnen zu entrollen, dies Bild des graffesten Glaubensfanatismus, welcher — im „Namen Gottes“ mordend in blinder Wuth sich selbst den tödtlichen Stoß beibringt. Dem Zartgefühl wird es schwer, der historischen Treue nachzufolgen, wenn sie an die äußersten Grenzen der furchtbarsten Möglichkeit streift. — Vielleicht füllt manche Leserin bei den Schauern dieser Schreckenscene vergangener Tage mit dankbarer Freude die Wahrheit: „Wir leben in besseren Zeiten!“ Die Red.



Teig zum Waschen der Hände.

Man rührt in einem Mörser 3 Unzen ganz fein geriebene, süße Mandeln mit ein wenig bitterem Mandelöl gut durch einander, doch darf der Teig nicht gleich anfangs sehr flüssig gemacht werden, weil nach und nach unter beständigem Rühren noch 3 rrische Gelbeier hinzukommen müssen, welche man mit 1 1/2 Löffel bitterem Mandelöl vermischt und klar gequirlt hat. Ist dieses mit dem Mandelteig verbunden, so gießt man abermals 2 Unzen bitteres Mandelöl hinzu und rührt so lange, bis auch dieses sich mit der Masse vermischt hat.

Schmuck zu reinigen.

Edelsteine reinigt man mit etwas Eau de Cologne und einer weichen Bürste, welche man über Blanc d'Espagne (Spanisch Weiß) streicht. Gold wird mit warmem Wein, Acali oder Weingeist gereinigt.

Aller Schmuck muß, in Baumwolle gehüllt, an trocknen Orten aufbewahrt werden.

Zum Einwickeln des Stahls eignet sich am besten das Josephpapier. Er muß nach dem Gebrauch stets an weichem Leinen getrocknet, in jenes Papier gehüllt und vor Feuchtigkeit geschützt werden.



Trüffeln.

Die großen schwarzen Trüffeln werden am meisten geschätzt; man bereitet sie auf verschiedene Art zu und verwendet sie auf die mannigfachste Weise. Sie werden sowohl in Champagnerwein gekocht und in eine Serviette gehüllt, angerichtet, als auch in heißer Asche gekocht, eingehüllt in ein mit feinem Linsenöl getränktes Papier. Man thut sie an Magouts, Cieruchen, Salat, Saucen u. s. w. und überall erhöhen sie den Wohlgeschmack ohne jemals eine Speise zu verderben. Wir lassen hier die Angabe zweier Gerichte folgen, welche der Koch des Herrn v. Talleyrand (bekanntlich war der Herzog ein großer Feinschmecker) durch Trüffeln so zu würzen verstand, daß sie den hohen Ansprüchen seines Herrn vollkommen genügten.

Geflügel à la Talleyrand.

Zuerst werden die Trüffeln gereinigt, d. h. nicht in einer Masse Wassers gewaschen, dadurch würden sie einen großen Theil ihres Aroms verlieren — sondern man büstet sie mit einer harten Bürste und reibt sie dann mit einer feuchten Serviette ab. Darauf schält man die Trüffeln, schneidet diese Schale mit dem Wiegemeßer fein, thut sie mit frischem Schmalz, Bratwurstfleisch, Pfeffer, Salz und einem starken Suppen-Kräuterbouquet zusammen in ein Casserol, läßt das Ganze eine Viertelstunde kochen, nimmt dann das Bouquet heraus und thut die abgeschälten Trüffeln hinein. Nachdem diese noch einige Augenblicke gekocht, wird die Masse ganz kochend in den Körper des Geflügels gethan, welches schon bereit liegen muß; es wird darauf sogleich zugedeckt, mit Papier umwickelt und in einem dicht verschlossenen Gefäß an einen kühlen Ort in Eis oder kaltes Wasser gestellt, damit die Wärme, namentlich der Dampf, ganz im Körper des Thieres bleibe und sein Aroma dem Fleisch mittheile. Zum Braten hüllt man das Geflügel in ein mit Butter bestrichenes Papier ein. — Um einen Fasan zu braten, lassen Weinliebhaber und Feinschmecker zuweilen eine halbe Flasche Madeira in die Bratpfanne gießen.

Hammelkeule mit Trüffeln.

Gereinigte Trüffeln werden in kleine Streifen geschnitten, Speck ebenfalls. Nun löst man etwas Pfeffer und Gewürz, haßt Zwiebeln und Petersilie mit dem Wiegemeßer fein, vermischt sie mit Salz, reibt die Hammelkeule mit dieser Masse ein, ebenso die Trüffel und Speck-Stückchen und spickt damit die Keule. Darauf läßt man sie einige Tage liegen, fest in Papier eingewickelt, damit keine Luft dazu kommt, thut sie dann in eine Pfanne, worin man etwas Butter zergehen ließ, belegt sie mit Speck- und Kalbfleisch-Gehäusen, und brät sie in ihrer eignen Sauce fünf Stunden über gelindem Feuer. Ist der Braten fertig, so nimmt man das Fett von der Sauce ab, gießt einen Löffel Bouillon hinzu und richtet ihn an.

*) Schimpfwort für Hugenotten, auf deutsch: Spitzkopf.

Donnetten von gekochtem Fleisch.

Wenn man eine oder mehrere Fleischsorten übrig hat, so wiegt man dieselben mit einer tüchtigen Quantität Speck, Pfeffer, Zwiebeln, Petersilie, Gewürz gehörig klein und mischt die Masse mit Salz gut durcheinander. Unterdessen reibt man gekochte, abgeschälte und erkaltete Kartoffeln, ungefähr so viel, daß sie eine der obigen gleiche Masse hergeben, mischt das Ganze untereinander und rührt, je nach der Menge des Farce, 3 oder mehr Gelbeier hinzu. Nun formt man kleine eirunde Klöße, rollt sie in Mehl, läßt sie in Butter recht braun braten und richtet sie entweder trocken zum Gemüse oder mit beliebiger Sauce an.

Grüne Erbsen zu trocknen.

Man macht junge, grüne Erbsen aus den Schoten und wellt sie auf. Sobald sie aufkochen wollen, nimmt man sie sogleich vom Feuer weg, schüttet sie in einen Durchschlag und läßt das Wasser ablaufen. Dann lege man sie in Papierkapseln und lasse sie bei gelinder Wärme langsam trocknen. Gebt man diese getrockneten Erbsen in Einsekgläsern auf, so halten sie sich den ganzen Winter hindurch sehr gut. Wenn man sie dann kochen will, so wässert man sie des Abends zuvor ein, gießt am folgenden Morgen noch einmal frisches Wasser auf dieselben und kocht sie nach Art der frischen grünen Erbsen.

Leichte Art den Fußboden zu bohnen.

Man nimmt eine Hand voll Holzasche, bindet diese in ein leinenes Tuch und läßt sie so in einem Topf mit Wasser kochen. Nachdem diese Lauge abgelaßt, läßt man sie nochmals mit Wachs kochen, welches in kleine Stücke geschnitten ward; (auf ein Quart Lauge ¼ Pfund Wachs). Mit dieser Masse, wenn sie ausgekühlt, wird der vorher gereinigte Fußboden bestrichen, mit einer Bürste gerieben und in kürzester Zeit gebohnt.

Gelb gewordenes Elfenbein wieder weiß zu machen.

Es giebt ein sehr leichtes Mittel, das durch die Zeit oder durch Vernachlässigung vergelbte Elfenbein wieder zu bleichen, nur erfordert es Vorsicht. Man hat nichts nöthig, als die Elfenbeingegenstände in eine Mischung von Wasser und Schwefelsäure zu legen, doch dürfen sie nur 4 Stunden liegen, sonst wird das Elfenbein angegriffen und bekommt Risse.

Grüne Wände.

Schon seit langen Jahren zog man vermittelst eines Spaliers von Holz oder starkem Draht Wände von dem wegen des balsamischen Geruchs seiner zierlich geschlitzten, lebhaft grünen Blätter allgemein bekannten Rosenkraute (Rosengeranium, Pelargonium radula roseum Wild.). Ein fleißiges Beschneiden und Einheften der Zweige sind die Hauptbedingungen, wenn die Rosenkraut Wand dicht und schön wachsen soll. In neueren Zeiten hat man, und gewiß nicht mit Unrecht, den Epheu zu diesem Zwecke gewählt, und zwar den durch seinen schnellen Wuchs und die schönen, großen Blätter ausgezeichneten irischen oder schottischen Epheu (Hedera Helix hybernica).

Der Epheu ist sehr süßsam und läßt sich leicht in alle Formen biegen; die Anfertigung der Epheu-Wände hat daher für eine etwas geübte Hand bei gutem Geschmack nur wenig oder keine Schwierigkeiten. Man läßt an solchen Epheu-Wänden ein paar offene Stellen, in welche man Lichtbilder anbringen kann; dieses ziert ungemein. Soll der Epheu recht große Blätter bekommen, was die Hauptsache ist, so müssen von den Haupttrieben sämtliche Nebentriebe zeitweilen entfernt werden; ich habe einen nur auf diese Weise behandelten schottischen Epheu gesehen, welcher Blätter von 10½ Zoll Breite-Durchmesser hatte. Um recht große Blätter zu erlangen, begießt man die Epheustücker von Zeit zu Zeit auch wohl mit verdünntem Weinhefen; aber auch der Guldinger von ächtem Guano, so wie der Guldinger von Buchdruckerwalzenmasse (welche aus Leim und Syrup besteht) leisten vortreffliche Dienste. Der Epheu gedeiht zwar fast in jedem Boden, ist jedoch am üppigsten in lockerer, sandiger Lauberde, und kann man ihm eine möglichst gleichmäßige Temperatur geben, dann ist es um so besser.

Rosenpastillen zum Räuchern der Zimmer.

Man nimmt 3 Unzen fein gestoßenes Gummi, 3 Unzen arabische Weibrauchessenz, eben so viel Storax, 2 Unzen Salpeterfalz, 4 Unzen helle Rosenblätter, 1 Pfund Kohlenstaub, ¼ Unze Rosensenz, mischt diese verschiedenen Pulver und Essenzen mit einer halben Kanne (Pinte) Rosenwasser, in welchem man ½ Unze Gummi-Traganth aufgelöst. Man bildet daraus einen Teig und aus diesem kleine Kerzen, die man, nachdem sie trocken, in Kästchen verwahrt. Will man sie zum Räuchern benutzen, so verbrennt man einige auf einer Räucher- oder Kohlen-Pfanne.



Verzeihung gleicht dem süßen Duft, welcher der getretenen Blume entströmt.

Wie herrlich müßte es sein, wenn ein Fond aller überflüssigen Stunden, welche manche Menschen nicht zu gebrauchen wissen, begründet werden, und verteilt werden könnte an die, welche dem Tage 48 Stunden wünschen. Wäre Zeit käuflich, wels' hohen Preis würde Mander dafür zahlen und wie wohlfeil würden Andre sie verkaufen.

Wiß und Güte. Ein wisiger oder geistreicher Ausspruch geht so leicht verloren, wie die Perle von einer zerrissenen Schnur, aber ein Wort der Güte wird selten vergebens gesprochen; es ist dem Samenform vergleichbar, welches, auch zufällig hingeworfen, als Blume ins Leben tritt.

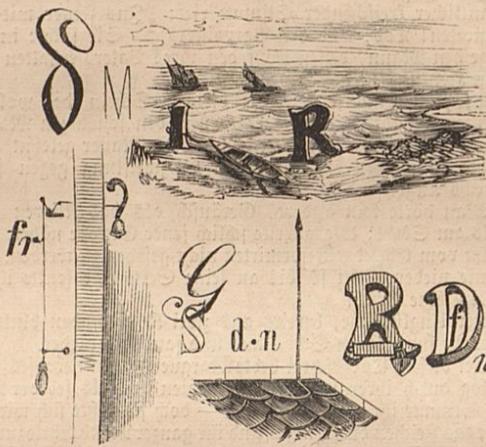
Die Poesie der That. Schöne Gedanken, schöne Worte, Styl in der Composition, Styl im Leben, Pracht, Größe u. s. w. — sind alles sehr schöne Dinge; aber es ist besser, ein großes Buch zu sein, als eines zu schreiben, besser ein Gedicht zu leben, als eines zu componiren. Es ist etwas Herrliches um ein Menschenleben, das einem wahren Epos gleicht. Große Pläne und hohes Streben als leitende Idee; Kampf und Sieg, die moralischen Konflikte; gute Thaten, die tönenden Verse; die sanfte harmonische Bewegung eines guten Gewissens, und als poetische Gerechtigkeit das Glück eines edlen, gottgeweihten Lebens.

Zufriedenheit ist für den Menschengestalt, was das Moos für den Baum. Sie beschränkt ihn und verhindert sein Wachstum.

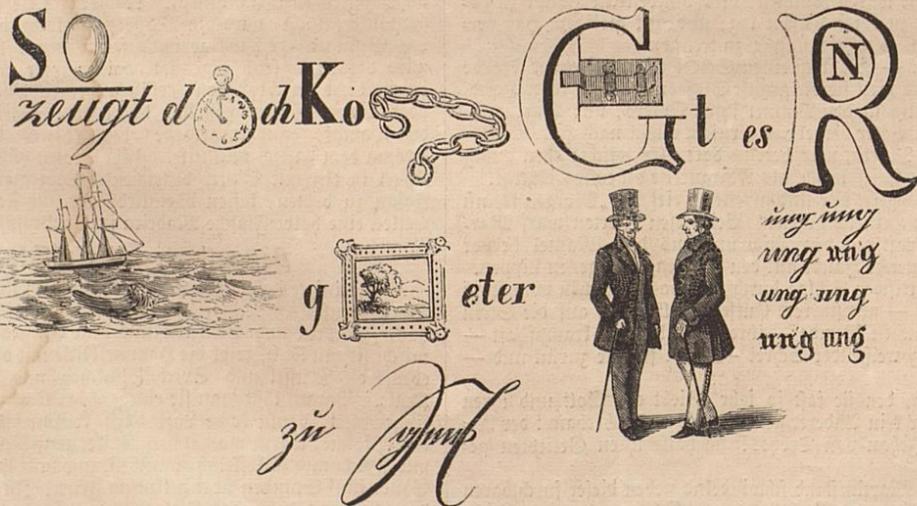
Worte und Gedanken. Viel Reden und tiefes Nachdenken ist niemals vereinigt. Aus Wortreichthum kann man zwar auf Beobachtungsgabe schließen, doch nie auf ernstes Denken. Wer viel denkt, spricht im Verhältnis zu seinen Gedanken nur wenig, und wenn er spricht, so thut er es in Worten, welche seine Ideen am kürzesten und klarsten darlegen. Der Denker sucht seine Ideen in möglichst wenige Worte zusammen zu drängen, da im Gegenheil der Mensch, welcher viel und vielerlei spricht, welcher ein unerschöpfliches Magazin von Ausdrücken zu besitzen scheint, seine Gedanken so mit Worten belastet, daß sie verdunkelt werden, ja oft ganz darin erlösen.

Das Lächeln. Ein liebliches Lächeln ist für das Antlitz des Weibes, was ein Sonnenlicht für eine Landschaft ist; es verschönert ein nicht schönes Gesicht, und macht sogar das häßliche angenehm. Nur muß das Lächeln nicht lebend werden, nicht der Ausdruck eines süßen Bewusstseins sein; es muß nicht einen Mundwinkel bewegen und den andern in passiver Gleichgültigkeit lassen, denn dadurch erhält das Gesicht etwas Gezwungenes und Unnatürliches. Ein unangenehmes Lächeln zerstört die Reize der Schönheit und ist entstellender als das Färnen. Das Lächeln ist sehr verschiedener Art, und jede Art hat ihren bestimmten Charakter. Ein Lächeln befundet Güte und Sanftheit — ein anderes Spott und Bitterkeit — oder Stolz; eines mildert die Rüge durch den Ausdruck sanfter Härtsüchtheit, ein anderes erleuchtet sie durch geistvolle Lebhaftigkeit. In den Spiegel schauen und dort ein Lächeln lernen wollen, ist jedoch nicht halb so gut, als in sich hineinzu schauen und zu machen, daß das Herz vom Bösen unbeslekt, und von schönen und lieblichen Gedanken erleuchtet sei. Wenn das Herz rein ist, wird das holde Lächeln auf der Lippe nicht fehlen. [2408]

Erster Rebus.



Zweiter Rebus.



Räthsel - Aufgabe.

Un-	Gn-	le-	Tod	gen,	thun,	ben,	scheu'n,
gen,	den	Das	te	Heißt	nicht	ja-	kunft
Tod	ver-	Das	ben	am	glau-	und	sich
und	tra-	dem	und	mit	nen	Zu-	nicht
meid-	sein	Wär-	Schö-	heißt	best'	er-	fest
de	ben	ju-	che	Gott	Das	Sturm	re
Wit'	si-	ben	Glück	rau-	und	an	fren'u,
die	nicht	res	best	Le-	Im	ben.	im

[2407]

Auflösung des zweiten Rebus in Nr. 21.

Ueber Berge, über Auen
Schwingt die Sonne sich herauf,
Und die Blume schlägt die blauen
Augen freundlich lächelnd auf.
Wieder quillt ein süßes Sehnen
Auf nach nächstem Wintertraum,
Und des Zaubers Perlenstrahlen
Funken an des Kelches Saum.

Auflösung des Doppelwörterräthels in Nr. 23.

Geben Nehmen
Abgeben Abnehmen
Ausgeben Annehmen
Angeben Annehmen etc.

Auflösung der Aufgabe in Nr. 23.



Auflösung des ersten Rebus in Nr. 23.

In Italien, in Genua, ward Christoph Columbus, der Entdecker von Amerika, geboren.

Auflösung des zweiten Rebus in Nr. 23.

Gesellschaftlerinnen werden gewünscht.

[2406]



Hr. A.-a. Wk. in T. Die Mantille „Troubadour“ ist o kunstvoll aus Svisgen und Seidenstoff zusammengefeht, daß selbst der deutlichste Schnitt und die klarste Beschreibung Ihnen nicht genügt haben würde, diese Mantille zu copiren.
Lady ... in Sch-h. As you have had the exquisite politeness to speak to us in our own german language, you have got the right to demand the same for you. But, milady, you ask very much, and hardly it will be possible to fulfil all your wishes. — The one, we can promise with security, are the initials.
Hr. R. B. in G. Nr. 24 des Bazar hat Ihnen durch die Abbildungen moderner Taillen bereits Auskunst gegeben. Ihren Vorfall in Betreff des schwarzbeiden Kleides können Sie dreist ausführen.
Hr. C. v. B., die Verfasserin der Novelle „H...“, wird gebeten, uns gefälligst ihren jetzigen Aufenthalt anzuzeigen.
C. B. in K-g. Zu leicht; aber wir wollen sehen.
Hr. Th. D. in Wthlg. Die nächsten Supplemente bringen Taillenschnitte.
Fried. Volk. in G. Ihre Räthsel und Charaden werden uns auch fernem angenehm sein.
Hrn. C. Tok. in W. G. Wir müssen bedauern, Ihren Wünschen nicht nachkommen zu können.
W. S. in Weg. Wird folgen.
Hr. Anna Sch. in Vrg. Ganz vortrefflich.
Hr. A. S. in G-g. Wenn es möglich ist, sollen Sie auf dem nächsten Supplement das Gewünschte in Form einer Zuckertafel finden.
Hr. Fr-a. B-t. in W. Wenn Sie in Nr. 24 des Bazar die Erklärung der Weistiderei, Dessins und die Beschreibung eines Kragens auf Seite 186 nicht übersehen haben, so werden Sie in doppelter Hinsicht befriedigt sein. Die Erstere enthält eine Angabe der Stickerie à la minute oder point de poste, die Letztere weist auf ein ganz einfaches Verfahren beim Waschen der Stickerien hin, welches sich wohl besonders auf den zur Beschreibung gehörigen originellen Krage bezieht, Ihrem Zweck aber ebenfalls nützlich sein kann.

Verichtigungen.

In Nr. 24 des Bazar in dem Artikel: Neueste Kleider-Taillen ist auf Seite 190, vierte Zeile von oben zu lesen: Füll statt Mull.
In einigen taufend Exemplaren der Nr. 24, Seite 187 ist die Illustration „Dessin zu Volants“ durch ein Versehen verkehrt, die Languetten nach oben, gestellt. — Wir bitten, dies Versehen zu entschuldigen.